

## Peter Sloterdijk: Sphären. Band I: Blasen, Frankfurt am Main 1998

Für die gesamte ältere Geschichte menschlicher Gesichtlichkeit ist die Feststellung gültig, daß Menschen ihr Gesicht nicht für sich selber, sondern für die anderen haben. Das griechische Wort für das menschliche Gesicht, *prosopon*, bringt diesen Sachverhalt am deutlichsten zum Ausdruck: es bezeichnet das, was man der Sicht der anderen entgegenbringt;<sup>75</sup> ein Gesicht liegt zunächst nur dem Blick des anderen vor; als menschliches besitzt es aber zugleich das Vermögen, dem Gesehenwerden durch ein eigenes Zurücksehen zu begegnen – und dieses sieht naturgemäß fürs erste nicht sich selbst, sondern seinerseits ausschließlich das Gesicht des Gegenüber. Somit ist im Gesicht durchaus die reziproke Verschränkung von Ansicht und Gegenansicht angelegt, jedoch nichts, was auf eine selbstreflexive Wendung deutet. Sieht man von den seit jeher möglichen prekären Spiegelungen im glatten Wasser ab, so ist die Selbstbegegnung von Menschengesichtern in Spiegelbildern ein sehr später Zusatz zur primären interfazialen Wirklichkeit. Es hieße allerdings Menschen des 20. Jahrhunderts, die ihre Apartments mit Spiegeln austapeziert haben, das Unvorstellbare zumuten, wollte man von ihnen verlangen, sich klarzumachen, was es bedeutet, daß bis vor kurzem die Quasi-Totalität der Menschengattung aus Individuen bestanden hatte, die ihr eigenes Gesicht zeitlebens nie oder nur in extrem seltenen Ausnahmesituationen zu sehen bekamen. Die ersten Spiegel sind

75 Zur griechischen Auffassung von Gesichtlichkeit vgl. Françoise Frontisi-Ducroux, *Du masque au visage* (s. Anm. 67).

typischerweise Gerätschaften vom Beginn der Achsenzeit; sie blieben bis in die Neuzeit geheimnisumwitterte Objekte in den Händen weniger Privilegierter; sie gehören auch bald zum physischen und metaphorischen Besitzstand derer, die von dem seltenen Gut Selbsterkenntnis redeten. Der bekannte bronzene Elfenspiegel vom Heimbürg in Hessen wird auf circa 500 vor Christus datiert. Spräche nicht die Geographie dagegen, dürfte man ihn als ein vorsokratisches Instrument bezeichnen. Glasspiegel vom Typus der heute gebräuchlichen gibt es erst seit circa 1500 – zunächst unter venezianischem Monopol. Die Versorgung großer Teile von Populationen mit Spiegeln ist im wesentlichen erst eine Sache des 19. Jahrhunderts gewesen, und sie dürfte in der Ersten Welt nicht vor der Mitte des 20. zum Abschluß gekommen sein. Nur in einer spiegelgesättigten Kultur konnte der Anschein sich durchsetzen, der Blick ins eigene Spiegelbild realisiere bei jedem Individuum ein Urverhältnis des Selbstbezugs. Und nur bei einer Bevölkerung, die klassenübergreifend als Spiegelbesitzer definiert war, konnten Freud und seine Nachfolger ihre Pseudo-Evidenzen über den sogenannten Narzißmus und die angeblich optisch vermittelte primäre Auto-Erotik des Menschen populär machen. Auch Lacans tragisch hybrides Theorem vom Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion kann seine Abhängigkeit von der kosmetischen oder ego-technischen Haushaltsausstattung des 19. Jahrhunderts nicht überwinden – sehr zum Schaden derer, die sich von dieser psychologischen Fata Morgana blenden ließen.<sup>76</sup> Der Mythos von Narkissos ist gerade nicht als Indiz für eine naturwüchsige Beziehung des Menschen zum eigenen Gesicht im Spiegelbild zu lesen, sondern als Hinweis auf die beunruhigende Ungewohntheit der beginnenden fazialen Reflexion. Nicht umsonst stammt die von Ovid überlieferte Version der Geschichte – falls sie über-

76 Eine Charakterisierung dieses Theorems findet sich unten im Exkurs 9: Von wo an Lacan sich irrt, S. 543–548.

haupt vor-ovidische Quellen hat – aus der Zeit, in der das Auge und das Gesicht, man könnte jetzt auch sagen Subjekt-Gesicht und Objekt-Gesicht, auf neue schicksalhafte Weise zueinander in Beziehung gebracht wurden. Wenn Narkissos das Gesicht im Wasserspiegel umarmen wollte, dann in jedem Fall auch deswegen, weil es für ihn noch nicht sein *eigenes* geworden war; sein dummer Sturz ins Bild setzt voraus, daß bis dahin jedes Gesicht, das zu sehen war, nur das Gesicht eines anderen sein konnte. Das narzißtische Mißgeschick stellt einen Unfall der beginnenden Selbstreflexion dar. Daß ein Gesicht, das zu sehen ist, ein bezauberndes zumal, das eigene sein könnte, ist vor der antiken Reflexionsdämmerung eine Unvorstellbarkeit. Alkibiades scheint die erste historisch identifizierbare Gestalt in der europäischen Überlieferung zu sein, in deren Charakteristik sich Hinweise auf ein ästhetisches Gesichtsbewußtsein in eigener Sache finden: Sokrates nimmt auf diesen Sachverhalt Bezug, indem er absichtlich einen Bogen um die Eitelkeit seines Zöglings schlägt und am schönen Gesicht des Alkibiades vorbeiredet, um sich direkt an dessen Seele zu wenden. Was die weibliche Seite der Gesichtsdämmerung angeht, so läßt Euripides Klytämnestra nach Agamemnons Abreise selbstgefällig in den Spiegel blicken und ihre geflochtenen Haare mit Schmuck behängen, wie um ihren Ehebruch und das spätere Verbrechen vorzubereiten. Es sind bei den Griechen ohnehin die Frauen, denen der exklusive Gebrauch des Spiegels vorbehalten bleibt. Der griechische Mann kann üblicherweise sein Aussehen nur durch sein Ansehen bei den anderen in Erfahrung bringen. Und erst Sokrates lanciert die aparte Idee, die hübschen Jünglinge, die ihn umgaben, sollten sich so oft wie möglich in Spiegeln betrachten, um ihren Ehrgeiz aufzustacheln, sich auch im Seelischen ihrer körperlichen Vorzüge würdig zu erweisen. Die optisch konkretisierte Vorstellung »eigenes Gesicht« bildet sich, wie diese Andeutungen illustrieren, im Gang einer langwierigen individualisierenden

Evolution heraus – über Etappen, die sich als antik-mittelalterliche, neuzeitliche, postmoderne Beiträge zum fazialen Subjektivismus mehr oder weniger deutlich unterscheiden ließen.

Die anfängliche Erfahrung der Gesichtlichkeit beruht auf dem elementaren Sachverhalt, daß menschenanschauende Menschen ihrerseits von Menschen angeschaut werden und vom Anblick des anderen her auf sich selber zurückkommen. Insofern ist das Gesicht, sprich die Vision, das Gesicht, sprich die Visage, des anderen. Zunächst ist ein Gesicht also immer etwas, was nur dort drüben und dort oben erschaut werden kann.<sup>77</sup> Im anfänglichen bipolaren interfazialen Spiel sind die Blicke zwischen den Partnern so verteilt, daß jeder bis auf weiteres genug von sich selbst erfährt, wenn er dem anderen, der ihn anschaut, ins Gesicht sieht. Der andere fungiert also wie ein personaler Spiegel; doch ist er auch das Gegenteil eines Spiegels, weil er weder die Ruhe noch die Diskretion eines Reflexes in Glas oder Metall gewährt, vor allem aber, weil er keine eidetische Wiedergabe, sondern ein Affektecho erzeugt. Von einem Blick ins »eigene« Spiegelgesicht kann erst die Rede sein, wenn das Individuum sich vom anderen abgewandt und sich seinem nun erscheinenden und anzueignenden Gesicht im reflektierenden Bild zugekehrt hätte.

Ein Gesicht im Spiegel, das ohne Verwechslungskatastrophe als das eigene angenommen werden kann, taucht erst dann auf, wenn sich Individuen aus dem interfazialen Wechselblick-Feld – das nach griechischem Verständnis immer auch das Feld einer Wechselrede ist – habituell zurückziehen können in einen Zustand, wo sie nicht mehr die Ergänzung durch den anwesenden Anderen brauchen, sondern gleichsam sich selbst mit sich selbst ergänzen können. Faziale Ich-Identität, als Möglichkeit, ein eigenes Gesicht zu haben,

77 Vgl. Thomas Macho, *Vision und Visage* (s. Anm. 64).

hängt also von jenem Umbau des subjektiven Raumes ab, der mit der stoischen Erfindung des Individuums, das sich selbst genügen soll, einsetzte. Erst seit dem europäischen und asiatischen Altertum ist es möglich geworden, daß Menschen eine Art intimer Exzentrik gegenüber sich selbst aufbauen, die es ihnen erlaubte, hier sie selber und dort zugleich ihr eigener Beobachter zu sein. Als lebende Beobachter – man könnte auch sagen: als innere Zeugen des eigenen Lebens – übernehmen die Individuen im entstehenden Individualismus die Optik einer Fremdsicht auf sie selbst und ergänzen so ihre interfaziale Sphärenöffnung durch ein zweites Augenpaar, das nun merkwürdigerweise ihr eigenes noch einmal ist.

Damit beginnt die Geschichte des Menschen, der *allein sein* können soll und will. Die Einzelnen im individualistischen Regime werden zu punktuellen Subjekten, die unter die Herrschaft des Spiegels, das heißt der reflektierenden, selbstergänzenden Funktion geraten sind. Sie organisieren in zunehmendem Maß ihr Leben unter dem Schein, sie könnten nun ohne realen Anderen beide Parts im Spiel der bipolaren Beziehungssphäre ausführen; dieser Schein verdichtet sich im Gang der europäischen Medien- und Mentalitätsgeschichte bis zu einem Zustand, in dem die Individuen ein für allemal sich selbst für das substantielle Erste und ihre Beziehungen zu anderen für das akzidentielle Zweite halten. Ein Spiegel in jedem Zimmer jedes Individuums ist das lebenspraktische Patent auf diesen Zustand. Freilich verlöre das Spiel der Selbstergänzung der Einzelnen vor dem Spiegel (und vor anderen ego-technischen Medien, insbesondere dem Buch, dem zu lesenden wie dem zu schreibenden) seine Attraktion, wenn es nicht für die erhabene Fiktion der Selbständigkeit verwendbar wäre – jenen Traum von Herrschaft über sich selbst, der seit den Anfängen antiker Philosophie in das Leitbild des weisen Lebens eingeflossen ist. Der Weise, der sein eigener Herr sein kann, muß sich, weil er sich selbst erkennt, von keinem Herrscherblick durchdringen, ja über-

haupt von keinem Blick eines anderen mehr fixieren lassen. Er besäße eine Qualität, die noch Hegel triumphierenden Tones *undurchdringlich* genannt hat.

Darum ist es ein kurzer Weg vom »Erkenne dich selbst« zum »Ergänze dich selbst«. Beides, Selbsterkenntnis wie Selbstergänzung, sind Operationen in einer schein-bipolaren Sphäre, die nur formal wie eine Ellipse zwei Brennpunkte besitzt. In Wahrheit ist das Gesicht vor dem Spiegel in ein pseudo-interfaziales Verhältnis zu einem anderen, der kein anderer ist, eingetreten. Es kann den Schein, sich in einem geschlossenen Blickfeld selbst zu sehen, genießen, weil es den anderen und die anderen aus seinem inneren Raum ausgewiesen und durch technische Selbstergänzungsmittel – die Medien in ihrer modernen Funktion – ersetzt hat. Damit wird die Welt in ein Innen und Außen zerlegt, die sich wie Ich und Nicht-Ich unterscheiden. Wo solche Ausweisungen die Regel und die bewußte Beherbergung und Durchlassung des anderen zur Ausnahme geworden sind, dort kann erst eine strukturell moderne Gesellschaft entstehen, bevölkert von Individuen, von denen die meisten in der machthabenden Realfiktion leben: dem Phantasma von einer Intimsphäre, die nur einen einzigen Bewohner, diesen Einzelnen selbst, enthält. Dieses Realtrugbild trägt alle individualistischen Verhältnisse. Es sichert die Einzelhaft jedes Einzelnen in einer vernetzten Blase. »Du bist selbstansteckend, vergiß nicht. Laß deinem ›Du‹ nicht die Oberhand.« (Henri Michaux)